

# Die Entführung.

Roman von H. Gronr.

(6. Fortsetzung.)

Johanna wusch sich verflohen die Tränen aus den Augen, und der Herr Forstadjunkt, der schon eine ganze Weile gedankenlos in seinem See gerührt, stößt einen tiefen Seufzer aus.

Frau Bräuner aber sagt in ihrer sanften, lieben Art: „Aber, Kinder, nehmt Euch doch zusammen. Noch ist hier kein Trauerhaus. Wir wollen doch nicht trauern!“

Amberg beugte sich vor, küßte ihr die Hand und erwiderte lebhaft: „Wir haben recht, gnädige Frau. Wir brauchen die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Verzeihen Sie, daß ich seufzte — statt Sie und das gnädige Fräulein, wie der Herr Förster mir aufgetragen, zu erheitern.“

Und wieder küßte er die liebe, kraftlose Hand der still lächelnden Frau.

„Warum haben Sie denn so schmerzlich geäußert?“ fragte sie.

„Ich habe schlechte Nachrichten von meiner Mutter bekommen. Sie ist krank. Alle von der Guten, Armen, die ein so trauriges Leben führt, werde ich Ihnen später erzählen; zunächst habe ich über andere zu berichten: Vertil hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß er in bezug auf die Dienstadt einen Verdacht gefaßt hat.“

„Inwiefern?“ fragte Frau Bräuner.

„Wen hat er im Verdacht?“ fragte Johanna ein wenig hastig.

Amberg zuckte die Achseln.

„Dann würde er nicht recht herausfinden. Aber ich kann mich denken, wen er meint. Und ich wundere mich darüber. Der Wachmeister hat eben natürlich ein Verbrechen im Auge. Aber es braucht sich doch nicht um ein Verbrechen zu handeln.“

„Trotz des Briefes, der den Onkel von hier fortlockte?“ fragte Johanna ein.

Frau Bräuner holte tief Atem, dann sagte sie, um von dem schrecklichen Thema abzukommen: „Sie wollen uns über etwas berichten, Herr von Amberg?“

Er fuhr sich über die Stirn, als ob er die Gedanken, die sich dahinter bewegten, vertreiben wollte.

„Ja — ich wollte vom Forsthaus erzählen. Natürlich wird jetzt auch bei uns fast nur von Herrn Bräuners Verschwinden geredet.“

„Das glaube ich; er stand ja in so lebhaftem Verkehr mit dem Forsthaus.“

„Und von dem Briefe, der ihn fortlockte und den ich unglücklichweise überbrachte.“

„Wachen Sie sich darüber keine Verwahrlosung. Es war eine Gefälligkeit, die Sie, wie schon so oft, dem alten Briefträger erwiesen.“

„Aho von diesem Briefe wird bei uns viel geredet, da das Material ja aus unserem Hause stammt.“

„Man hat es eben dort geflohen.“

„Jetzt wissen wir auch, wann es geflohen wurde.“

„Am letzten Sonnabend.“

„Bitte erzählen Sie!“

„Sonnabend vormittag ist fast niemand anders in der Försterei als Frau Poigner und unfere Wad, die Wad. Der Herr Förster und ich zählten zwischen zehn und zwölf in dem Wertzeughaus in der Lobau die Angelohr aus.“

„Das wissen wir auch.“

„Es ist schon lange so der Brauch, auch der Formulare mußte das wissen. Sonnabend vormittag schenkte die Wad stets den Fußboden der Kanzlei. So auch diesmal. Sie hatte ihre Arbeit fast schon beendet, als ein Mann in das Vorgimmer der Kanzlei trat. Wad hat sein Stommen nicht gehört. Als sie sich zufällig umdrehte, stand er dicht hinter ihr. Die Vorgimmertüre und die Kanzleitüre hatten während Wads Arbeit offen gestanden. Das Wad fragte den Fremden, was er wollte. Der Herr Förster wollte er sprechen, sagte er bescheiden, und da er erfuhr, daß der Herr Förster nicht zu Hause sei, bat er, auf ihn warten zu dürfen.“

„Das geht nicht,“ sagte die Wad. „Der Herr kommt erst gegen ein Uhr heim.“

„Wann der Herr Förster am nächsten Tage zu sprechen sei?“ erkundigte sich der Mann. Da sagte die Wad: „Der nächste Tag sei Sonntag, da wollte der Herr sein Ruhe haben.“

„Es handelte sich für ihn um sehr Wichtiges,“ entgegnete der Fremde und schaute ganz leicht dabei aus. „Ob nicht die Fürbitte der Frau Försterin ihm eine Unterredung mit Herrn Poigner verschaffen könne.“

„Na, ich werde die Frau fragen,“ sagte das Wad, „warten Sie aber ein wenig.“ Sie wußte auf den Gang legt den Schlüssel zum Vorgimmer, bis, wie sie glaubte, sich in der Küche aufhielt. Aber sie war nicht dort; sie war im Schlafzimmer mit

dem Einräumen der gebügelten Wäsche beschäftigt.

Frau Poigner und Wad sagten beide, daß Wad sich höchstens zwei Minuten bei Frau Poigner aufgehalten habe. Als die Wad wieder zurückkam, stand der Mann genau an der Stelle auf dem Gange, wo er gestanden, als sie von ihrer Arbeit wegelaufen war. Sie sagte ihm, daß er am Sonntag in die Försterei kommen dürfe. Er sah sehr erfreut aus und ging. Am anderen Tage aber kam er nicht.“

„Das glaube ich — falls er wirklich das Papier gestohlen hat,“ sagte bitter lächelnd Frau Bräuner.

„Gibt es Beweise dafür, daß er der Dieb ist?“ fragte Fräulein Milesta.

„Ja, gnädiges Fräulein. Der Mann ist während Wads Abwesenheit in der Kanzlei gewesen. Als die Wad nach seinem Weggehen weiterarbeitete, bemerkte sie erdige Stiefelabdrücke auf dem noch nassen Fußboden.“

„Und sie dachte sich nichts dabei?“

„D ja, sie wußte sofort, daß der Mann im Zimmer gewesen und bis zum Schreibtisch gegangen war.“

„Und darüber sagte sie nichts?“

„Führte die junge Dame auf.“

Frau Bräuner lächelte.

„Wunderst Du Dich darüber? In solchen Fällen schweigen doch viele intelligentere Menschen. Aber gibt denn ohne dringenden Grund zu, daß er seine Pflicht mehr oder weniger versäumt hat? Wad hätte die Kanzlei zuschließen müssen. Daß sie es nicht tat, sagte sie eben nicht! Aber jetzt, wo es notwendig geworden ist, hat die Wad ja gesprochen. Sonst könnte Herr von Amberg ans nichts von den Fußspuren erzählen.“

„Das ist wahr, Lantzen,“ gab Johanna zu, und der Adjunkt fuhr in seinem Bericht fort:

„Vom Herrn Förster heute gründlich ausgefragt, erinnerte sich Wad aller dieser kleinen Vorkommnisse und äußerte sich ganz offen darüber. Die Fußspuren hat sie wieder weggewaschen und sich dabei gedacht, daß der Fremde ein fracker Kerl sei und böse Absichten gehabt habe. Sie wußte aber auch, daß er nicht entwendet haben konnte. Unsere Kanzlei ist ja sehr einfach eingerichtet und darum alles leicht zu übersehen. Die paar Schreibtische und die zwei Schreibtische sind immer verschlossen. So fand Wad sie auch vor. Die zwei Schreibzeuge, die Schreibmappen und die Papierblätter befanden sich ebenso an ihren Plätzen. Der Fremde hatte also keinen gefunden, was mitzunehmen der Mühe wert war. Daß sie an den Abgang von einem oder fast ihren einigen Briefbogen und Kuberks gar nicht dachte, brauche ich nicht zu erwähnen. Dieser Gedanke wäre ja niemand gekommen.“

„Und der Mann war ihr ganz fremd?“ forschte Frau Bräuner.

„Ganz und gar.“

„Wie sah er denn aus?“

„Metallisch, schon grauhaarig, derb gebaut und nicht sehr groß; er trug einen bräunlichen Havelock.“

„Auf diese Worte hin herrschte lange Zeit Schweigen. Offenbar vergewärtigten sich die drei Personen, die jetzt so regungslos um den Teetisch saßen, das Aeußere des Mannes, um darüber nachzudenken, ob sich jemand, den sie kannten, damit in Verbindung bringen ließe.“

Aber sie kamen trotz allen Nachdenkens auf keine Spur.

Witten in das Schweigen hinein machte Herr von Amberg eine Bemerkung. Den Kopf langsam erhebend, sagte er zögernd: „Der Wachmeister erkundigte mich — etwas ganz Bestimmtes in distreter Weise zu erfragen.“

„Nun?“ fragte Frau Bräuner.

„Was sollen Sie denn distret erfordern?“

„Ob Ihr Josef in letzter Zeit einmal in der Försterei war.“

„Josef? Werthwärdig!“ sagte Frau Bräuner, während ihre Augen Johannas Blick suchten. Aber die Johanna ihrer Rechte hingern mit selbstem Ausdruck an Herrn von Amberg ernstet und verlegener Miene.

„Beimliche Verwunderung und Sorge drückten die sonst so fröhlich und harmlos blickenden jungen Augen aus.“

„Warum gerade in letzter Zeit?“ fragte Johanna gespannt.

„Weil wir seit Ende August neue, amtliche Formulare im Forsthaus haben, darunter auch neues Briefpapier und neue Kuberks.“

„Aho — und der Brief, den Onkel bekam, ist schon von der neuen Sorte?“

„Jawohl, gnädiges Fräulein.“

„Nun — und haben Sie schon nachgesehen, ob Josef seit Ende August in der Försterei war?“ fragte Frau Bräuner lebhaft.

Herr von Amberg nickte. „Er war dort.“

„Wann?“

„Vestern Sonntag — also nach jenem Unterdanken.“

„So!“

„Wußten die Damen nichts davon?“

„Nein!“ antworteten zwei Stimmen zugleich.

„Aber damit ist nichts gesagt,“ sagte Frau Bräuner rasch hinzu.

„Mein Mann kann ihn ja hinzuschicken haben.“

„Gegen sechs Uhr abends sah ich Josef in unserem Hofe.“

„Also nicht in der Kanzlei?“

„Nein, die ist um diese Zeit längst geschlossen.“

„Nun also!“

„Aber am dem Sonntag war sehr schönes Wetter.“

„Weshalb erwähnen Sie das?“

„Weil da auch die Kanzleifenster bis zum Dunkelwerden offen blieben.“

„Herr von Amberg! Das ist doch noch kein Grund!“

„Daß Josef hinein- und herausgestiegen ist? Nein, gnädige Frau. Ich erwähne das nur, weil es mit zu meiner Zeit einfachen und distret gepflogenen Nachforschung gehört.“

Ich spreche darüber nur zu Ihnen beiden und weiß nicht, ob ich diese kleinen Wahrnehmungen Vertil mitteilen soll.“

„Nein!“ sagten beide Damen wieder gleichzeitig.

„Wenigstens jetzt noch nicht,“ sagte Frau Bräuner fest hinzu. „Lassen Sie mir Zeit — vergessen Sie inzwischens, daß es diesen Josef gibt.“

„Was mir, offen gestanden, schwer fallen wird, gnädige Frau, versetzte Herr von Amberg ernst. Mir ist das seltsame Benehmen des jungen Mannes schon seit längerer Zeit aufgefallen, und heute, während unseres Rittes, war mir seine Verführtheit geradezu verdächtig.“

Wieder suchten Frau Bräuners Blicke die Augen Johannas, und wieder suchte sie vergebens. Das junge Mädchen wandte sich jetzt von ihr und Amberg ganz ab.

„Dieser Josef Colmar,“ fuhr Amberg fort, „der eigentlich wohl einem Herrn gleich steht als einem Diener, hat meine Gedanken schon recht oft beschäftigt. Daß er ein Defflatierer ist, habe ich längst bemerkt. Seit heute weiß es auch der Wachmeister, der ihm außerdem nicht wohl will. Wissen Sie, meine Damen, daß Ihr Diener in seinen freien Stunden den Doid im Urtezt liebt?“

Johanna war aufgestanden und ging langsam zum Fenster.

Den Rücken gegen die Halle gewendet, blieb sie stehen.

Verwundert schaute der Adjunkt ihr nach, und verwundert schaute er dann Frau Bräuner an, die in ruhiger Ton sagte:

„Wir wissen, daß Josef ein sehr gebildeter Mann und — ein Defflatierer ist. Deshalb ist er uns so bedingungslos ergeben. Er empfindet es als eine Gnade, daß er hier so in aller Stille leben kann. Mein guter Mann war sein Lebensretter. Am Rhein hat er den damals sehr unglücklichen kennen gelernt. Er ließ ihn nicht mehr aus den Augen, brachte ihn mit, und seitdem gibt es — davon find mein Mann, Hanna und ich überzeugt — wohl keinen zweiten Menschen auf Erden, der so treu zu uns hält wie Josef. Was auch um meinem Mann vorgeschallen sein mag: Josef war nicht dabei! Ich weiß es ganz bestimmt, daß er zwischen gestern mittag und heute früh keinen Fuß aus dem Hause gesetzt hat.“

In diesem Augenblick machte Johanna eine so heftige Bewegung, daß Frau Bräuner wie der Adjunkt nach ihr hinsahen.

Aber Fräulein Milesta stand schon wieder ganz ruhig da.

Daß ihre Augen höchste Unruhe ausdrückten, daß sie die Zähne aufeinanderpreßte, um nicht etwas zu verraten, was einen wahrscheinlich schuldlosen und ohnehin unglücklichen Menschen noch unglücklicher machen mußte — das wußten die drei, die jetzt auf sie blickten, ja nicht.

Johanna aber dachte noch eine gute Weile über Josefs Bemerkung, er sei über Nacht heimlich fortgegangen, nach, und die Mitteilung wirkte jetzt noch unangenehmer auf sie als damals, als sie sie aus Josefs eigenem Munde gehört hatte.

„Sie allein haben Josef letzten Sonntag abend im Hofe der Försterei gesehen?“ fragte Frau Emma, sich wieder dem Adjunkten zuwendend.

Er bejahte.

„Und haben Sie ihn gefragt, was er wollte?“

„Das habe ich getan.“

„Nun — und?“

„Er war verlegen, wie er es fast immer ist, wenn man ihn anspricht; er sagte, er habe sich vom Herrn Förster ein Buch erbitten wollen. Herr Poigner war nicht zu Hause; ich sagte Josef, er müsse schon ein andermal kommen. Darauf ging er, und ich vergah die Sache so ganz, daß ich gar nicht mehr daran dachte — bis Vertil heute in dieser Weise von Josef sprach.“

„Also Sie haben Vertil noch nichts gefragt?“

„Nein. Ich wollte erst Ihre Meinung hören. Die geringste Andeutung in solcher Angelegenheit kann einen Menschen in die peinlichste Lage bringen. Deshalb schweig ich.“

„Ich dachte Ihnen dafür,“ sagte Frau Emma, „und bitte Sie, auch weiterhin darüber zu schweigen. Gerade diesem armen Menschen möchte

ich jede Beunruhigung ersparen. Was für unheimliche Dinge sich jetzt in unserer Gegend ereignen,“ fuhr die trante Frau fort. „Zuerst der Einbruchsbuch bei uns — dann dieses Einschleichen ins Forsthaus — und jetzt —“ Sie stockte — sie konnte nicht weiter reden. Die Stimme versagte ihr.

Der junge Mann war voll innigsten Mitleids. Er konnte ja nachfühlen, welche Unruhe und welche Angst die arme Frau quälten. Herzlich wie ein guter Sohn nahm er ihre kalte Hand in die seinige und drückte wieder und wieder seine Lippen darauf.

Da erkante die Klingel draußen am Tor. Herr von Amberg spürte den Rud, den es Frau Bräuner gab.

„Der Telegraphenbote ist es,“ berichtete vom Fenster her Johanna, die den Boten, der auf einem Weiroad gekommen war, deutlich erkannte.

Auch Johanna war sehr aufgeregt; ihr Stimme zitterte, alle ihre Glieder bebten; sie ging merkwürdig langsam zur Tür, um die Depesche in Empfang zu nehmen.

Sie ging in die Veranda hinaus bis zu der Stiege, die von dieser aus ins Freie führte.

Da erst kam Josef ihr mit dem Telegramm entgegen.

Es fiel auch ihr jetzt auf, wie verstört er aussah. Das gelbe Licht der Verandalampe fiel auf ein Gesicht voll Grimm und Verbissenheit, zwei Eigenschaften, die früher in diesem noch jungen, schönen Gesicht nicht Platz hatten.

Schweigend überreichte er ihr die Depesche, sagte dann hastig ihre Hand und hielt sie fest.

„Sie werden mir mitteilen, was darin steht,“ sagte er atemlos, besann sich aber rasch. Er ließ ihre Hand los und war wieder ganz der unterwürfige Diener. „Bezeigung, mein gnädiges Fräulein!“ stammelte er, indem er den schönen Kopf tief senkte.

In seiner eleganten, tadellosen Haltung glück er nicht mehr dem Diener, vielmehr einem Mann von besserer Stellung, der einer Dame seiner Kreise gegenübersteht.

Ein wenig verwirrt lehnte Fräulein Milesta in die Halle zurück. Beim Tisch angekommen, legte sie die Depesche vor Herrn von Amberg hin.

„Bitte, lesen Sie!“ sagte sie heiser, setzte sich dicht neben ihre Tante und reichte deren Hand.

Beider Hände waren eiskalt und zitterten.

„Herrn von Amberg's Finger bebten leise. Das Papier in der Hand knirschte, und sein Blick drückte geradezu Schmerz aus, als er das Telegramm zu lesen begann.“

„Nichts von Bedeutung,“ sagte er dann rasch, Johanna die Depesche zuschiebend.

Sie griff danach und las.

„Nein, nichts von Bedeutung,“ sagte sie zu ihrer Tante. „Frau Lippmann meldet, Fritz sei auf der Jagd und sie weiß nicht, wohin sie ihm mein Telegramm nachsenden könne.“

Dabei lächelte das junge Mädchen eigentümlich.

Fritz war Johannas Verlobter, Frau Lippmann seine Wittwensfrau.

„Ich möchte wissen, wann Fritz eigentlich zu Hause ist?“ warf Frau Bräuner unmutig hin. „Was hast Du ihm depeßiert?“

„Daß er gleich hierherkommen möchte. Aber wie in der Depesche steht, weiß man in Prama nicht, wo — er jagt.“

„Das klingt nicht bitter, nur sehr kühl, und Fräulein Milesta füllte dabei nochmals ihre Tasse mit Tee. Ueber Herrn von Amberg's Gesicht huschte ein leichtes Lächeln, aber es verschwand sofort wieder.“

Die alte Standuhr hob zum Schlagen aus und verkündete die zehnte Stunde.

„Wollen Sie schlafen gehen, Herr von Amberg?“ fragte Frau Bräuner. „Genieren Sie sich ja nicht! Sie haben die ganze vorige Nacht durchwacht und sind heute auch nicht zur Ruhe gekommen.“

„Gehen gnädige Frau schon zur Ruhe?“

„Nicht. Mein Gott, wie könnte ich schlafen!“

„Dann gestatten Sie mir, Ihnen noch Gesellschaft zu leisten. Ich wurde doch hierhergeschickt, um Ihnen die traurigen Stunden zu kürzen.“

„Von selber wären Sie kaum gekommen,“ sagte die tante Frau, schwach lächelnd.

Er wurde rot.

„Gnädige Frau,“ stammelte er. „Sie wissen, wie glücklich ich mich in Ihrem Hause fühle. Ich wäre auch aus eigenem Antrieb gekommen — wenn ich es gewagt hätte.“

„Was ist den da zu wagen?“ fragte Johanna.

„In so trüber Zeit will man doch nur seine Liebsten um sich haben, keine Fernstehende. Deshalb hätte ich es nicht gewagt, mich an Sie heranzubringen. Ich war aber herzlich froh, als der Herr Förster sagte, ich solle mich den Damen zur Verfügung stellen.“

Wieder hatte Johanna sich erhoben.

„Wohin geht Du, mein Kind?“ erkundigte sich ihre Tante. Da bat das junge Mädchen um eine halbe Stunde Urlaub um einen Brief nach Prama zu senden.

Herr von Amberg schaute ihr etwas melancholisch nach.

„Erzählen Sie mir von Ihrer lieben Mutter,“ sagte Frau Bräuner jetzt. „Das wird mich noch am ehesten von meinen traurigen Gedanken ablenken.“

„Ich will ihren letzten Brief verlesen,“ sagte der Adjunkt. „Man braucht nur diesen Brief zu lesen, um mein Mutters, ihre Sorglosigkeit, ihre tiefe Güte zu erkennen. Darf ich lesen?“

„Über natürlich.“

Der junge Mann hatte seine juchenderne Brieftasche, die mit silbernen Ecken und Schildern verziert war, hervorgeholt. Er entnahm ihr einen Brief. Seine Augen blieben einen Augenblick auf der Brieftasche haften, dann reichte er sie Frau Bräuner.

„Das letzte Geschenk, das mein Vater von meiner guten Mutter erhielt,“ sagte er. „Gnädige Frau interessierten sich einmal für unser Wappen. Hier ist es hübsch ausgeführt.“

„In der Tat! Sehr hübsch!“ bemerkte Frau Bräuner; sie besah heute allerdings ein nur mäßiges Interesse für Wappen.

Sie wollte die Brieftasche zurückgeben, als sie sich öffnete und einige Blätter auf ihren Schoß flatterten.

Sie bemerkte Amberg's Bestürzung nicht; ihr Blick blieb auf einem der Blättchen ruhen.

„Aber — das ist ja Hanna!“ rief sie. „Und wie gut getroffen — und ein Gedicht dabei!“

„Das letzte sagte sie ganz langsam und blickte dabei den jungen Mann übertrafft an.“

Herr von Amberg wechselte Farbe. Er tat ihr schrecklich leid.

Ihren guten Herzen folgend, reichte sie ihm die Hand und sagte herzlich: „Bei mir, lieber Amberg, ist Ihr Geheimnis sicher aufgehoben. Aber nicht wahr, mein lieber, junger Freund, ich brauche nicht zu fürchten, daß es sich bei Ihnen um — um sehr Ernstes handelt?“

„Fest hielt sie seine Hand; besorgt blickte sie in sein bleiches Gesicht, in seine ernsten Augen.“

„Sie brauchen nichts zu befürchten, gnädige Frau!“ antwortete er leise. „Nichts für mich und nichts für andere. Obgleich es sich bei mir um eine echte, große Liebe handelt, habe ich von vornherein verzichtet.“

„Armer Amberg!“

„Arm — sehr richtig, gnädige Frau!“ sagte er schmerzlich. „Ich weiß, daß ich auch dann — wenn Fräulein Milesta Braut wäre — sie meine Liebe nicht abnen lassen darf. Was bin ich denn? Der Sohn einer mittellosen Majoratswitwe — ein Mensch, der das Geld, das er verdient, zehmal umdrehen muß, um damit auszukommen, und der vielleicht erst in zehn oder fünfzehn Jahren an die Gründung eines bescheidenen Hausstandes denken darf. So ein Mensch müßte charakterlos sein, wenn er die Erbin des Bräunerschen Reichthums merken ließe, daß sie alle seine Gedanken ausfüllt. Außerdem ist eine Braut mir heilig — trotz dieser Stütze, die ich einmal auf dem Anstand, in der Lobau drüben, zeichnete, und trotz der paar Gedichtseiten, die ich darunter schrieb und die Ihnen sagen werden, welcher Art meine Liebe ist.“

So lebensschäftlich er redete, blickte doch liberal Aehnung und fester Wille durch und auch in den paar Versen, die Frau Emma las, waren diese beiden neben schmerzlichem Humor und Enttägung zu finden.

„Armer Amberg!“ sagte die trante Frau noch einmal, als sie ihm Bild und Gedicht samt der Brieftasche zurückgab.

„Warum nennst Du Herrn von Amberg arm?“ fragte Johanna, die mit einem verschlossenen Brief zurückkehrte.

„Du bist schon fertig?“ sagte ihre Tante, um Amberg Zeit zur Fassung zu lassen.

„Aho, ich kann nicht viel schreiben,“ versetzte Fräulein Milesta nervös. „Fritz braucht keine Einzelheiten zu wissen; wir wissen ja auch nur, daß Onkel fertig ist und bis jetzt nicht zurückkehrte. Nicht zurückkehrte! Es ist nicht auszudenken! Bis jetzt wußte ich nicht, was nervös sein heißt — seit gestern abend weiß ich es! Doch wir wollen von etwas anderem reden. Nicht wahr, Herr von Amberg? Zum Beispiel von Ihnen. Warum nannte Tante Sie arm?“

Während Johanna sich auf ihrem Platz niederließ, warf sie den Brief an ihren Bräutigam auf den Tisch.

„Du bist wirklich ganz nervös, Hanna,“ sagte ihre Tante in Tone leichtem Tadel.

„Ach,“ sagte Johanna, „begreift Du denn nicht, wie voller Angst und qualender Ungeduld ich bin? Ich kann kaum mehr klar denken!“

„Das glaube ich, gnädiges Fräulein,“ fiel der Adjunkt teilnahmsvoll ein. „Herrgott, wenn ich Ihnen beiden doch helfen könnte! Aber —“

„Aber Sie sind selber — arm.“

„Fräulein Milesta erregt. „Nur weiß ich noch immer nicht, warum Tante Sie so bedauert.“

„Weil die gnädige Frau weiß, daß ich niemals wirklich glücklich werden kann,“ erklärte der hübsche Forstmann.

Johanna sah ihn aufmerksam an.

„Warum?“ forschte sie.

„Herr von Amberg hat eine un-

glückliche Neigung, zu der er sich nur mit, der alten Frau, gegenüber bekennt,“ sagte Frau Bräuner leise, „und die er sorglich vor aller Welt verbirgt, weil er glaubt —“ sie stockte.

„Was glauben Sie, Herr von Amberg?“

„Ich weiß, daß keine Bräute von mir zu der Dame führt,“ erwiderte der junge Mann.

„Was trennt Sie von der Dame?“

„Großer Reichtum und — Familienverhältnisse.“

„Reichtum — und Familienverhältnisse! Weiß die Dame, daß Sie sie lieben?“

„Nein!“

„Ja — dann! Warum sprechen Sie nicht? Ich denke — sie würde dann selber die Bräute schlagen, die zu errichten ein falscher Stolz Sie hindert!“

„Falscher Stolz! Dem sollte ein tüchtiger Mann keine Macht über sich einräumen! Herr Gott, Amberg! Wüssten Sie lieber so ein reicher Müßiggänger sein, der nicht weiß, womit er die Zeit todschlagen soll? Der nichts tut, als sein Ererbtes prozig zu verprassen? Vor einem tatkraftigen, arbeitstüchtigen Mann habe ich tausendmal mehr Achtung als vor einem, der nichts versteht, als zu genießen. Denkt die Dame, die Sie lieben, nicht ebenso?“

„Ich weiß, daß sie so denkt,“ entgegnete der hübsche Adjunkt träumerisch lächelnd.

„Nun?“

„Trotzdem muß ich im Hintergrund ihres Lebens bleiben,“ sagte Amberg.

„Jetzt müßte sich Frau Bräuner wieder in das Gespräch, dem sie mit geheimem Interesse gelauscht hatte. Geschickt lenkte sie es auf andere Bahnen und erklärte dann bald, daß sie müde sei und sich zurückziehen wolle.“

Eine Viertelstunde später lag die Halle still und dunkel.

„Gute Nacht!“ sagte Anna, die ihre Herrin zu Bett gebracht hatte.

Als Frau Bräuner allein war, murmelte sie: „Ob ich wohl wieder eine gute Nacht haben werde? Carl — mein lieber, guter Mann — wo bist Du? Weißt Du noch auf Erden — oder schon im Jenseits?“ Mein Gott, gib mir bald Antwort, wenn Du nicht willst, daß ich wahnsinnig werde! Diese gräßliche, bohrende Angst! Diese Föster — denken zu müssen, Du bist in Not — und ich kann Dir nicht helfen — oder Du liegst irgendwo tot und — mein Gott — hilf! Hilf Du!“

Händeringend, unter strömenden Tränen, lag die Unglückliche da. Jetzt brauchte sie die Wüste der Ruhe nicht vorzuziehen, — die so notwendig war, damit nicht der ganze Hausstand zerfiel, damit nicht alle der Kopf verlor. Jetzt durfte sie sich ihr Elend eingesehen — und das tat sie unter Weinen und Seufzen und Weinen.

Im Schlafzimmer oben und in Johannas Stube brannte auch noch lange Licht — dachten zwei Menschen auch noch lange an den, der gegangen und nicht wieder gekommen war; aber dazwischen dachten die zwei auch aneinander. Nur daß bei diesem Denken Herr von Amberg schmerzlich lächelte und Johannas Augen sich mit Tränen füllten.

Und noch einer im Hause fand bis lange nach Mitternacht keinen Schlaf, ging in seinem finsternen Zimmer ruhelos umher: Josef, der Diener. Der wie ein richtiger Kavaliere ausah, der immer so traurig und schon war und der den Doid im Original las.

## Siebzentes Kapitel.

Am letzten Oktobertage herrschte abwechselndes Wetter. Schon seit dem frühen Morgen rieselte ein feiner Regen nieder, und es war unangenehm kalt.

Der kluge und gemü